

Patibacher Zeitung.

Nr. 168.

Fränumerationspreis: Im Comptoir ganz.
fl. 11, halb. fl. 5-50. Für die Zustellung ins Hans
halb. 50 kr. Mit der Post ganz. fl. 15, halb. fl. 7-50.

Dienstag, 25. Juli.

Insertionsgebühr: Für kleine Anzeigen bis zu
4 Zeilen 25 kr., größere pr. Seite 5 kr.; bei älteren
Wiederholungen pr. Seite 3 kr.

1876.

Amtlicher Theil.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchst unterzeichnetem Diplome dem I. I. Ministerialrathe im Finanzministerium Friedrich Elsner als Ritter des kais. österreichischen Leopold-Ordens in Gemäßheit der Ordensstatuten den Ritterstand allernädigst zu verleihen geruht.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 16. Juli d. J. dem pensionierten Bezirksrichter in Mayen Franz Huemer in Anerkennung seiner vielseitigen, treuen Dienstleistung den Titel und Charakter eines Landesgerichtsrathes allernädigst zu verleihen geruht. Glaser m. p.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchst unterzeichnetem Diplome dem pensionierten I. I. Rittmeister des Militär-Führwesen-corps Franz Brinke den Adelstand mit dem Ehrenworte "Edler" und dem Prädicate "Prinkenfeld" allernädigst zu verleihen geruht.

Se. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 11. Juli d. J. zu gestatten geruht, daß der I. und I. Legationsrath erster Kategorie Ernst Ritter v. Mayr den kais. russischen St. Stanislaus-Orden erster Klasse annehmen und tragen dürfe.

Am 22. Juli 1876 wurde in der I. I. Hof- und Staatsdruckerei in Wien das XXVI. Stück des Reichsgesetzblattes, vorläufig bloss in der deutschen Ausgabe, ausgegeben und versendet.

Dasselbe enthält unter Nr. 87 den Vertrag zwischen Österreich-Ungarn und Hawaii vom 18. Juni 1875.

(Dr. Btg. Nr. 167 vom 23. Juli.)

Richtamtlicher Theil.

Bom Kriegsschauplatze.

22. Juli.

Endlich scheint der Deutschenkrieg, der Kampf mit zweifeligen Siegesbulletins über untergeordnete Reconnoisierungskämpfe sein Ende zu nehmen. Die Türken haben sich endlich zu einem mehrfachen und kombinierten Angriff entschlossen. Vorgestern haben Kämpfe am Timok stattgefunden und gestern ergriffen die Türken sowohl an der Südost- als an der Westgrenze Serbiens eine ener- gische Offensive.

Im Süden galt der Angriff in scheinbar indirekter Form der Position Tschernajeffs. Die Stellung bei Babina Glava scheint nicht nur in der rechten Flanke, sondern auch in der Front mit aller Entschiedenheit von den Türken angegriffen worden zu sein. Mit

Bezug hierauf meint die "Presse": Allein Anschneide waren zwei türkische Colonnen von Niš aufgebrochen und überschritten die serbische Grenze bei Gramada und bei Belvinje. Gramada ist der Übergangspunkt der Straße von Knjaževac nach Niš; Belvinje, ein unbedeutendes Dorf auf dem linken Ufer des weiten Timok. Gelang der Angriff an diesen beiden Punkten, so fiel dadurch nicht nur die Straße bis Knjaževac in die Hände der Türken, auch die Position Tschernajeffs wurde durch die weitere Vorrückung der bis Belvinje eingedrungenen Türken in gefährlichster Weise im Rücken bedroht. Ist das Telegramm von Belgrad infoweit richtig, daß die Türken zurückgeschlagen wurden, so ist Tschernajeff jener großen Gefahr, die wir ihm seit Wochen prognostiziert hatten, mit großem Glück entgegen. Nicht ganz klar spricht sich das Telegramm über den Angriff der dritten türkischen Colonne aus. Sie soll die Serben bei Pandirolo angegriffen haben und Tschernajeff doch noch bei Babina Glava sein. Pandirolo ist ein türkisches Blockhaus auf dem Grenzübergangspunkte der Straße von Knjaževac nach Babina Glava. Es ist nicht leicht möglich, daß die Türken von Südwesten her Pandirolo angegriffen hätten, denn dagegen spricht die Configuration des Terrains, der Mangel jeder prakticablen Communication. Erfolgte aber der Angriff auf Pandirolo von Babina Glava her, so ist dies nur dann erklärt, wenn sich Tschernajeff bereits in den letzten Tagen von Uš-Palanka und Babina Glava freiwillig oder nach ungünstigen Geschehen auf die serbische Grenze zurückgezogen hätte.

Ein erneuter Angriff der Türken oder weitere detaillierte Nachrichten über diese interessanten Kämpfe an der Südostgrenze Serbiens werden die Bewegungen Tschernajeffs in den nächsten Tagen, wie die Vertheidigungsmahregeln der Serben überhaupt, klarlegen. Wie auch der Kampf dort enden möge, so liegt doch in dem ganz geschickt eingeleiteten Angriffe der Türken die einschneidendste Kritik über die Operationen Tschernajeffs seit dem Beginne des Krieges. Tschernajeff glaubte die wichtigste Operationslinie Alexinac-Niš mißachten zu dürfen, und mit kurzfristiger Schlauheit warf er sich auf einen ganz untergeordneten Punkt des Kriegsschauplatzes, wo die Türken weder zu finden, noch erfolgreich zu schlagen waren. Es gibt im Kriege, wie auf allen Gebieten praktischer menschlicher Thätigkeit gewisse, durch die zwingende Natur äußerlicher Verhältnisse von vornherein bedingte Prämisse. Eine solche Prämisse war für Tschernajeff die Operationslinie Alexinac-Niš. Für ihn gab es von vornherein keine strategischen "geheimen Pläne", keine strategischen Kunststücke. Tschernajeff mußte sein Geschick, sein Feldherrntalent vor Niš und nicht als Strategie, sondern als Taktiker bewähren. Bei Niš stand der Feind, dort mußte er mit aller Energie gefaßt und geschlagen werden, bevor Abdul Kerim Pascha mit seinen Verstärkungen angerückt kam. Durch die Manipulationen bei Babina Glava hatte aber Tschernajeff das ganze Operationsfeld verschoben. Welche Erfolge er auch dort erringen möchte, immer war Niš der schiere Pfahl, der im Leibe der serbischen Armee stand. Wie gesagt, Tschernajeff kann viel von Glück sagen, wenn er sich mit heiterer Hand aus der Klemme ziehen kann.

Kein geringeres Glück konnte auch Alimpik widerfahren, als der zurückgeschlagene Angriff der Türken bei Bječina. Sein hartnäckiges Verweilen und Schlachten dort seit siebzehn Tagen, mit einem bedeutenden Flusse unmittelbar im Rücken, gehört ohne Zweifel zu den seltsamsten Anomalien der Kriegsgeschichte. Selbstverständlich sind auch über die Kämpfe bei Bječina noch weitere Details und bestätigende Nachrichten abzuwarten.

Die türkischen Freiwilligen-Corps.

Das Seraskierat hat ein Reglement über die Organisation des Freiwilligen-Corps ausgearbeitet, welchem wie die folgenden interessanten Daten entnommen: Die Freiwilligen werden militärisch organisiert. Jedes Bataillon besteht aus acht Compagnien, deren jede mindestens 100, höchstens 160 Mann zählt. Jede Compagnie ist in acht Rotten getheilt. Die Rationen der Offiziere, des Almoseniers und des Fahnenträgers betragen 10 Drachmen Salz, 160 Drachmen Fleisch und 2 Ola Brod, die Rationen der Mannschaften 1 Ola Brod, 80 Drachmen Fleisch und 6 Drachmen Salz. Im Falle der Not oder je nach den lokalen Hilfsquellen kann das Fleisch durch Reis oder ein anderes Nahrungsmittel ersetzt werden. Die Corporale, Sergeanten und Lieutenanten werden aus der Reihe der Freiwilligen gewählt. Den Vorzug erhalten diejenigen, welche bereits in der Armee gedient haben. Die Hauptleute und Majore werden aus den Reihen der verabschiedeten Offiziere ernommen. Die Offiziere erhalten den gleichen Sold wie in der aktiven Armee und bei den Redijs. Die Freiwilligen erhalten außer der Ration keinen Sold. Die Sergeant-Majors müssen lesen und schreiben können, um die Lizenzen der Mannschaft zu führen. Der Freiwilligen-Commandant en chef, welchem das Freiwilligencorps zugeteilt ist, hat das Recht, die durch Krankheit, Tod aber Unfähigkeit in dem Offiziercorps entstandenen Vacanzen wieder zu besetzen. Die Freiwilligencorps stehen direct unter dem Commando des betreffenden Divisionsgenerals. Es wird von den Freiwilligen, die sich als wahrhafte Patrioten qualifizieren, eine ihrer heiligen Mission entsprechende Conduite erwartet. Böswillige, Trunkenbolde, Spieler und sonstige Individuen von tabehoher Führung werden in ihre Reihen nicht zugelassen. Die Freiwilligen werden, auch wenn sie Feindeland betreten, den strengsten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten beobachten und sich aller Grausamkeiten gegen Greise, Kinder und Frauen enthalten. Im Gegentheil sollen sie diesen Wehrlosen ihren Schutz angedeihen lassen. Zu widerhandelnde werden strenge bestraft. Alle

Feuilleton.

Der Teufels-Capitän.

Roman von I. Steinmann.

(Fortsetzung.)

Ein Geräusch von Stimmen ließ sich plötzlich im Garten hören. Anna sprang bestürzt von ihrem Sitz auf. Sie blickte um sich und sah zwei Personen auf sich zuschreiten. Es waren der Graf von Lembran und die Gräfin von Haventines. Letztere hatte sich auf den Arm ihres künftigen Schwiegersohnes gestützt. Bei dem Anblick des Grafen konnte Anna einen leichten Schrei nicht unterdrücken.

Bertrand trat seiner Verlobten näher. „Habe ich Sie erschreckt, mein Fräulein?“ fragte er.

Das junge Mädchen versuchte zu lächeln.

„Nur überrascht, Herr Graf,“ versetzte sie, den Blick auf den Kies des Gartens geheftet.

Bertrand drückte die rosigen Finger seiner Verlobten an seine Lippen und nahm dann mit der Gräfin auf der Steinbank Platz, welche die Platane umgab.

Auf einen Wink ihrer Mutter mußte Anna sich neben beide setzen. Aber anstatt ihre Aufmerksamkeit auf das zu richten, was sich neben ihr begab, schweiften ihre Augen in die Ferne und ihr Geist versank in tiefes Sinnen.

Bertrand betrachtete sie einige Augenblicke wie ein Richter einen Schulden.

„Sie scheinen traurig zu sein, Anna,“ sagte er dann. „Ich bitte, sagen Sie mir, was ist Ihnen begegnet?“

„Nichts, o gewiß, nichts,“ stotterte das junge Mädchen verlegen und wandte sich von ihm, ihr erglühendes Antlitz zu verbergen.

„Ha! Diese Verlegenheit, diese Röthe!“ dachte der Verlobte, und seine Züge verdüsterten sich.

Da Anna schwieg, so drohte die Unterhaltung zu stocken. Aber Bertrand war entschlossen, sie aufs neue zu beginnen. Er zog ein kleines Schmuckstück aus der Tasche, öffnete dasselbe und hielt es seiner Verlobten dicht vor die Augen. Herrliche Juwelen blitzten daraus hervor.

„Theure Anna,“ versetzte der Graf, „ich weiß, daß Sie sich für künstlerische Sachen interessieren. Erzeigen Sie mir die Güte, diesen Schmuck anzunehmen. Ich habe Ihnen nach Ihrem Geschmacke von einem berühmten Meister in Florenz arbeiten lassen.“

Des jungen Mädchens Blick streifte nur flüchtig das reiche Geschenk.

„In der That, es ist sehr schön,“ sagte sie mit dem Tone einer zweifelosen Gleichgültigkeit.

„Wie, Anna,“ rief die Gräfin entrüstet, „du dankst deinem Verlobten nicht einmal?“

„Lassen Sie das, Madame,“ sagte Bertrand mit einem Anflug von Bitterkeit. „Ich habe keinen Dank von Anna verlangt.“

„Meine Mutter hat Recht,“ entgegnete das Mädchen, das sich gefaßt hatte. „Ich war so zerstreut,

ich vergaß, wo ich war und wer mir gegenüber steht. Ich danke Ihnen, Herr Graf. Ihre Aufmerksamkeit röhrt mich.“

Sie sprach die letzten Worte, ohne daß sie ihrem Verlobten die Hand reichte, ohne daß ein dankbares Lächeln ihr Antlitz verklärte.

„Kalt wie Marmor,“ dachte Bertrand. „Sollte hinter diesem frostigen Wesen ein Geheimnis verborgen liegen, das mein Glück bedroht?“

Er verbeugte sich tief, um seinen Ärger zu verbergen.

Eine peinliche Stille folgte dieser kurzen Unterhaltung.

Fünftes Kapitel.

Die Bütener.

Glücklicherweise wurde diese Scene, bei der Therese eine stumme Zuschauerin geblieben, durch die Unkunft des Grafen von Haventines unterbrochen.

Aber der alte, würdige Herr kam nicht allein, Etienne von Malton begleitete ihn.

Der Teufels-Capitän näherte sich den Damen in galanter Weise.

„Ah, Herr von Malton!“ rief die Gräfin, der sein Kommen sehr erwünscht war, weil es der augenblicklich herrschenden Stimmung ein Ende mache, „es freut mich, Sie zu sehen. Wir hatten volle vierzehn Tage nicht das Vergnügen — waren Sie vielleicht frank?“

Bedürfnisse haben die Freiwilligen mit eigenem Gelse und unter Zustimmung der Verläufer zu ersteren. In bewohnten Häusern werden sie sich jeder Schädigung der Bewohner am Leben, Gut und Ehre enthalten. Die Offiziere sind verpflichtet, täglich darauf bezügliche Ermahnungen zu wiederholen. Freiwillige, welche der Gewaltthätigkeit, des Mordes, des Raubes oder irgend eines andern Verbrechens oder Vergehens beschuldigt sind, werden von den Offizieren dem Divisionschef denuncirt und den Civilbehörden zur Bestrafung ausgeliefert. Freiwillige, welche sich im Kriege auszeichnen, erhalten je nach ihrem Verdienst den Nischen-, Iftichar-, Mehshidie- oder Osmanie-Orden, welcher nach dem Tode des Decorierten zum ewigen Angedenken in der Familie verbleibt; Freiwillige, welche durch den Krieg zu Invaliden werden, geniesse die für die ganze Armee stipulierten Beneficien."

Die Universitätsdebatte im französischen Senate.

In der Sitzung des französischen Senates vom 21. d. M. wurde der von der Regierung eingebrachte Gesetzentwurf, betreffend die Verleihung der akademischen Grade, durch den Staat, mit 144 gegen 139 Stimmen abgelehnt. Der Partei Broglie-Buffet, die gegenwärtig die Majorität im Senate besitzt, ist es somit gelungen, der Regierung eine Schlappe beizubringen, die jedoch insofern keine Bedeutung hat, als das Ministerium Dufaure aus der Annahme des Waddington'schen Entwurfes keine Cabinetsfrage gemacht, sondern erklärt hat, die Vorlage nach Ablauf der gesetzlichen Frist, d. i. nach drei Monaten, abermals einzubringen.

Nichtsdestoweniger hat dieses Votum in Frankreich große Sensation hervorgerufen und wird insbesonders die Rede des Bischofs Dupanloup von Orleans mit großem Interesse gelesen.

Die Debatte, die einen mehrtägigen Verlauf hatte, ging stets bei glänzend gefüllten Tribünen vor sich. Der gesamte katholische Adel des Faubourg St. Germain stellte sich ein, als das Eingreifen Dupanloups in die Debatte erwartet wurde. Es war in der Sitzung vom 19. d. M. einem eingehenderen Berichte hierüber entnommen wir nachstehende Schilderung derselben:

Zunächst ergriff das Wort von der linken Graf Fouquer Carat. Er führt aus, daß die Verleihung der Universitätsgrade von der Regierung nicht aufgegeben werden dürfe, da sie eines der Vorrechte der Staatsgewalt, eine Art gesellschaftlichen Rechts sei. Bei vielen Leuten handle es sich hier aber weniger um die Freiheit des Parteizwanges; aber die wahren Freunde des Landes müßten die Frage ernst nehmen und wünschen, daß Frankreich Preußen nachahme, welches nach der Schlacht bei Jena sich von seinen Niederlagen durch die Manhaftigkeit seiner Jugenderziehung erhoben habe; dieses Ergebnis erwartet Redner nicht von den freien Universitäten; auf die wahrscheinlichen Ergebnisse ihres Unterrichtes sei das arabische Sprichwort anzuwenden: „Man sieht wol die Mühle, aber nicht das Mehl!“ oder, wie Rückert es übertragen hat: „Ich höre wol das Klappern einer Mühle, doch sehe ich kein Mehl.“ Redner erklärt, er werde für die Vorlage stimmen.

Unter allgemeiner Spannung ergreift nun Bischof Dupanloup das Wort:

Niemals, begann der Bischof von Orleans, habe er in größerer Trauer die Rednerbühne bestiegen, denn es gebe nichts Traurigeres, als eine erschöpfte Streitfrage unnützweise sofort wieder aufzunehmen. Wenn das Gesetz Waddingtons angenommen werde, so würde

die Freiheit des Unterrichtes ein Gebäude ohne Halt sein, denn es würde dem Unterricht dann genommen, was in Wirklichkeit seine Freiheit ausmache, nemlich die Unterrichtsmethoden und das Recht, an der Verleihung der Universitätsgrade teilzunehmen. Dupanloup wirft Waddington vor, er habe dem Gesetz von 1875 ein Gepräge zugeschrieben, welches nicht das Gepräge einer conservativen Politik habe. Redner verwirft demnach die Vorlage, weil sie nicht dem Erfordernis entspreche, das jedes Gesetz besitzen müsse: der Beständigkeit, und eine Aenderung auf Wunsch eines kaum zu Amt und Würden gelangten Ministers verlange, ohne daß genügend Gelegenheit gewesen wäre, die Zweckmäßigkeit der bisher geltenden zu erproben. Dupanloup meint, daß man den freien Facultäten keinen Vorwurf machen könne. Ihre Studenten seien fleißig, gelehrig und stiegen nicht auf die Straßen herab. Trotzdem suche der Minister diese Universitäten zu Tode zu verwunden und biete seinen Gesetzentwurf als Morgengabe seines fröhlichen Amtsantritts an. Redner erinnert den Minister Dufaure daran, daß dieser selbst energisch die Beständigkeit der Gesetzgebung vertheidigt habe. Man müsse Obacht geben, nach der Genehmigung des Gesetzes Waddington würde man verlangen, daß den Bischöfen das Recht genommen würde, Mitglieder der Unterrichtsräthe zu sein; man würde dann auch die staatlichen Mittel für den Cultus verweigern. Das „XIX. Siècle“ und die „Republique“ forderten die Abschaffung des Gesetzes von 1875, doch müsse man den journalistischen Launen nicht nachgeben; zudem sei das Unterrichtsgesetz bestimmt, die politische Atmosphäre zu beruhigen.

Dupanloup tadelte den häufigen Ministerwechsel; einzelne Professoren hätten 21 Ministern gehorchen müssen. Der Senat möge diesen ewigen Veränderungen ein Ziel setzen, er möge die Waddington'sche Vorlage als das Product einer revolutionären Politik von der Hand weisen, er möge endlich für den Schutz wohlerworbarer Rechte eintreten, damit die Eltern nicht glauben müßten, in einem Lande zu wohnen, in dem die Gesetze nur gemacht würden, um zu täuschen. Thun Sie das nicht, so wird niemand fernerhin mehr dem Gesetz Glauben schenken. Man solle sein Wort halten, das sei die Hauptache. (Hier bittet Laboulahe ums Wort.) Dupanloup freut sich darüber, denn er hoffe, daß jener ihn unterstützen werde.

Dupanloup fährt fort: Ich werde es nicht wagen, in solcher Weise die Väter der Kinder, welche Studien machen, zu täuschen; das Gesetz kann unmöglich Mitschuldiger von dergleichen sein. Das wäre ein wahrer Bankrott der Gesetzgebung. Die katholischen Universitäten können ohne das Recht der Verleihung der Grade nicht leben, und darin eben liegt die entsetzliche Unrechtmäßigkeit des Gesetzentwurfes. Wahrlich, die 300 Mitglieder der Nationalversammlung und die Minister, welche das Gesetz von 1875 annahmen, sind keine Feinde des Staates! Der Staat ist ein großer Körper, er ist die Gerechtigkeit, die Macht und die öffentliche Sicherheit, und aus diesem Grunde heißt es: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist! Aber der Staat ist nicht ein Götenbild, es können ihm nicht die Rechte der Freiheit geopfert werden; auch die Rechte des Familienvaters sind der Achtung würdig. Das Gesetz von 1875 stiftet Frieden zwischen den Rechten des Staates und den Rechten der Familienväter. Das Waddington'sche Gesetz ist der Krieg. Wir wollen den Frieden, aber der Friede muß auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet sein, sonst können wir ihn nicht annehmen. Dupanloup sagt, daß der Freiheitsbaum eines großen Volkes schlecht gedeihe, wenn er revolutionären Stürmen ausgesetzt sei. Lassen Sie uns versuchen, zu

glauben, zu hoffen, zu lieben! Wir werden dann für die Gegenwart arbeiten, und für die Zukunft werden wir uns vielleicht ein Gebäude errichten, das würdig ist, unsere Kinder zu beherbergen.“

Rußland.

Ein petersburger Correspondent der „N. Allg. Ztg.“ macht aus Anlaß der Truppenübung bei Krasnoje Selo einige nicht uninteressante Mitteilungen über die Fortschritte, welche Russlands inbetreff seiner militärischen Bereitschaft aufzuweisen hat.

„Wenn früher die Garde Marschbefehl erhielt — so heißt es in der Correspondenz, — um an einer Campagne teilzunehmen, so wußte man mit Bestimmtheit, daß mehrere Monate vergehen müsten, um selbst in günstiger Jahreszeit diese brillante Truppe auf irgend einem Kriegsschauplatz erscheinen zu lassen. Mit diesem Factor kann aber niemand mehr rechnen; denn nach den dafür angestellten, auf Befehl des Kriegsministers Miljutin sehr sorgfältigen Proben und Berechnungen kann das ganze Gardecorps in fünf Tagen in der Krim sein. Anerkannt waren die Entfernungen und die mangelhaften Communicationsmittel eine Hauptursache der Misserfolge im Kriege der Westmächte gegen uns. Darauf würde aber ein Feind nicht mehr rechnen können und damit braucht ein russischer Feldherr nicht mehr zu rechnen. Unser Eisenbahnnetz hat auch in dieser Beziehung die frühere Stellung Russlands zu Westeuropa sehr wesentlich geändert, wenn auch General Tschernajeff im „Russki Mir“ seinerzeit anderer Meinung war, der ja nun Gelegenheit hat, seine Ideen praktisch auszuführen.“

Sehr interessant ist auch die Art und Weise, wie der Correspondent sich über die gegenwärtige Rolle Tschernajeffs, des serbischen Generalissimus, ausläßt. Der Correspondent sagt:

„Bermuthlich ist der General (Tschernajeff) schon jetzt zu wesentlich anderen Anschaunungen gekommen, als er sie früher hier und in Warschau vertraten hat, wo er dem Stalhalter Grafen Berg einige Zeit „zu besonderem Dienst“ attachiert war, ehe er in das Redactionsbüro des „Russki Mir“ überstieß. Er wird sich naturnlich überzeugt haben, was es heißt, mit slavischen Elementen verbündet Krieg führen zu müssen und von deren gutem Willen abzuhängen. Ein höheres Meisterstück, als die Türken zu schlagen, wird sein, wenn die Montenegriner, bosnischen, herzegowiner und bulgarischen Häuptlinge das thun, was er will und befiehlt. Nach den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz zeigen sich schon Symptome dieser Uneinigkeit zwischen Montenegro und Serbien, und Fürst Milan ist doch nicht mächtig genug, diesem Widerstande zu imponieren. Ein österreichisches oder russisches Armeecorps mit dem Anhänger aller dieser Insurgenten — denn auch die Serben sind und bleiben Insurgenten — würden kurzen Prozeß mit den Türken machen können. Aber ein aus so verschiedenen Interessen zusammengesetztes, auf keinen dauernd gemeinsamen Zweck gegründetes Bündnis wird noch schwere Arbeit haben! Es ist schon ein übles Zeichen, daß der Feldzug gleich mit so vielen Abseugungen von Generalen beginnt, und wird es wol auch weiter nicht an Erfahrungen dieser Art fehlen.“

Älter und unzweideutiger kann wol nicht ausgesprochen werden, was man in den leitenden petersburger Kreisen — denn aus diesen Kreisen eben stammt die in Rede stehende Correspondenz — von Serbien und dessen Chancen hält. Es paßt zu den obigen Andeutungen vollkommen, was ein über die Stimmung in Russland gleichfalls gut orientiertes Blatt, der „Ezaz“, über diese Stimmung zu sagen weiß. Der „Ezaz“ constatiert den

Der Capitän lächelte, als er erwiderte:

„Das nicht, Madame, aber es gab viel Arbeit, nicht mit der Feder, sondern mit dem Degen.“

„Sie haben sich geschlagen?“ fragte Bertrand von Lembran.

„Nun ja, doch das ist nichts Neues. Ich habe die Gesichter zweier Uebermuthigen gezeichnet, die mein Trauerspiel Agrippina auszupfeifen wagten. Es ging hart dabei her. Indessen bin ich und meine Nase unversehrt geblieben.“

Durch den guten Humor unseres Helden war das Eis gebrochen und die Stimmung der Anwesenden wurde wieder eine heitere.

Der Graf sagte lachend:

„Freund Malton, Sie sind besser als Ihr Ruf.“

„Sprechen wir nicht davon, Herr Graf,“ entgegnete Etienne. „Wenn er schlecht ist, so kommt es, weil ich meinen Feinden Zeit lasse, ihn nach Belieben zu machen. Sprechen wir lieber von dem Glücke unseres heuren Bertrands, von Ihren Familienfreuden, Herr Graf. Sie haben mir gewiß manches Ungenheime mitzutheilen.“

„Nur eins,“ fiel Bertrand ein, „aber das Glücklichste für mich. Fräulein Anna wird mir in einem Monate zum Altare folgen.“

„Beneidenswerther Sterblicher,“ rief Etienne, „der den Tag seines Glücks vorher weiß.“

Indem er dies sagte, streifte sein Blick das Antlitz der schönen Anna. Es schien Bestürzung und Angst in den reizenden Zügen zu liegen.

In diesem Moment ertönte in der Nähe des

Gartens auf dem Quai eine eigenhümliche, fremdartige Musik.

Die Virtuosen dieses seltsamen Concerts waren zwei Männer und ein Mädchen. Alle drei waren noch jung und trugen ein seltsames Costüm, das in glänzenden Farben prangte.

Etienne stützte sich auf das Geländer des Gartens und betrachtete die Gruppe mit künstlerischer Neugier. Sie war in Wahrheit effectvoll. Sich dem Grafen zuwendend, rief er lebhaft:

„Parbleu! Warum lassen Sie diese Musiker nicht hier eintreten? Sie haben eine treffliche Haltung, und ich möchte sie gern in der Nähe sehen.“

„Wenn Sie es wünschen, warum nicht?“ entgegnete der alte Herr, „was meinst du, Anna?“

„Wie es Ihnen gefällt, mein Vater,“ sagte das junge Mädchen. „Rufen Sie die Leute, Herr von Malton.“

Der Capitän gehorchte. Mit lauter Stimme rief er der Gruppe zu:

„Holla, Ihr trefflichen Virtuosen, hier herein, man will Eure Kunst in der Nähe hören!“

Die Kammerzofe öffnete das Gitter, das nach dem Quai führte; die drei Musiker traten ein und den vornehmnen Zuhörern gegenüber.

Als einer der beiden Männer den Teufelscapitän erblickte, fuhr er einen Augenblick überrascht zurück und schüttelte seine langen dunklen Locken, daß sie ihm über Stirn und Augen fielen.

Hätte Etienne diese Bewegung bemerkst und nach

der Ursache derselben gesucht, er würde in diesem Straßenvirtuosen den Bettler wiedererkannt haben, der ihn auf dem Wege nach seinem Freunde, dem Pfarrer in Saint-Germain, vor ungefähr einem Jahre um seine Börse hatte erleichtern wollen und den er für seinen Angriff mit derben Peitschenhieben züchtigte. Aber außerdem, daß dieses Abenteuer schon aus seinem Gedächtnisse verschwunden, war er für den Augenblick stark beschäftigt, die Züge des andern barock gekleideten Mannes zu betrachten. Dieser war viel jünger als sein Begleiter und von auffallender Schönheit. Lange blonde Locken wallten ihm bis zu den Schultern hernieder. Sein Wuchs war schlank und elegant und auf seinem von der Sonne gebräuteten Antlitz war der Ausdruck einer stolzen Melancholie zu lesen.

Woran mochte der Capitän denken, indem er den jungen Mann betrachtete? Er würde nicht imstande gewesen sein, sich selbst Rechenschaft von seinen Gedanken geben zu können. Man sah ihn den Kopf schütteln, als wollte er eine Annahme ohne Grund aus seinem Gehirn verscheuchen.

Endlich wandte er sich zu dem andern, der das Haupt der kleinen Truppe zu sein schien.

„Mein Freund,“ sagte er, „böger nicht so lange. Beginnt mit eurer Musik, wenn ihr nichts besseres wisst, um diese Damen zu unterhalten.“

Der von Etienne Angeredete trat einen Schritt vor und seine Stimme so viel als ihm möglich verändernd, erwiderte er:

nach der reichstädtter Entrevue in der russischen Presse plötzlich eingetretenen Umschwung zu Ungunsten Oesterreichs und erblickt hierin die Absicht, die Leidenschaften des russischen Volkes wieder wachzurufen, hiervon aber auf die Regierung einen Druck zu üben und sie zu einer Action im panslavistischen Geiste zu zwingen. Da sei aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die Regierung werde nicht nachgeben. Sie wisse es nemlich wohl, daß in der panslavistischen Bewegung das socialistische und richtiger das nihilistische Element vorherrsche; daß so wie in der Politik der Mächte es nicht um die Türken oder die Christen zu thun sei, es auch diesem Elemente, welches Rußland unbedingt zur Action treibt, nicht um die Slaven, ja nicht einmal um Rußland selbst, sondern um die Zerstörung alles Bestehenden überhaupt zu thun sei.

Aus Polen sind zwei bedeutsame Acte zu registrieren, die in dem General-Gouvernement Warschau in diesen Tagen in aller Geräuschlosigkeit sich vollzogen haben. Mittelst Senats-Urkates vom 13. Juli ist das bisherige kriegsgerichtliche Untersuchungs-Comittee in Warschau aufgehoben, die Acten desselben in das Archiv des Generalgouvernements überführt und damit die letzte infolge des Aufstandes veranlaßte außerordentliche Maßregel wieder beseitigt worden. Mit dem 13. Juli ist ferner auch das neue Gerichtsverfahren, wie es durch die Reform vom 20. November 1864 für das ganze übrige Reich vorgeschrieben wurde, auch im General-Gouvernement Warschau eingeführt worden. Durch diese Reorganisation wird das ganze Gerichtswesen, wie es für Polen vor ungefähr 80 Jahren zuletzt stabilisiert wurde, vollständig geändert, und zwar sowohl die Criminal- wie die Civilgerichtsfrage. In dem General-Gouvernement selbst kommt man den Reformen mit noch gänzlich ungeliebten Begriffen und theilweise mit gänzlicher Unkenntnis dessen, was dieses neue öffentliche und freisinnige Gerichtswesen bietet, entgegen.

Politische Uebersicht.

Laibach, 24. Juli.

Wie man der „Presse“ aus Agram schreibt, hat der Banus in der Landtagssitzung vom 20. d. M. erklärt, daß infolge einer neuen Vereinbarung außer den bisherigen Subsistenzbeiträgen von zehn und fünf Kreuzer, welche die Erwerbsunfähigen, die Frauen, Greise und Kinder unter den bosnischen Flüchtlingen per Kopf und Tag bezahlen, weitere 1½ Kreuzer als „Herbergegeld“ per Tag und Kopf gezahlt werden. Die Unterstüzung, welche aus öffentlichen Mitteln geleistet wird, hat somit eine neue und nicht unbeträchtliche Erhöhung erfahren.

Das Gerücht, der ungarische Reichstag werde anlässlich der orientalischen Verwicklungen einberufen werden, war bekanntlich schon einmal colportiert, sofort aber entschieden dementiert worden. Gleichwohl tauchte diese Nachricht in den letzten Tagen in einem ungarischen Provinzblatte abermals auf und fand nicht allein Verbreitung, sondern mit Rücksicht auf die Wendungen, welche die orientalische Frage neuestens durchgemacht, auch in weiteren Kreisen Gläubige. Dem gegenüber erklärt nun „Ellenor“ mit aller Bestimmtheit, daß jene Nachricht heute ebenso unwahr wie früher sei.

In der Sitzung des französischen Abgeordnetenhauses vom 22. d. M. brachte Herr Boucher den Antrag ein, daß das in eine katholische Kirche verwandelte Pantheon seinem ursprünglichen Zwecke wieder gegeben, also zur Begräbnisstätte der großen Männer der Nation bestimmt werde. — Eine Depesche aus Algier meldet, daß der Gouverneur General Chanzy tele-

„Nicht jedermann liebt die Musik, gnädiger Herr. Wir verstehen uns auch noch auf andere ergötzliche Dinge.“

„Gut, so laßt sie stehen.“

„Ich verstehe das Bechterspiel,“ sagte der Vagabund. „Meine Schwester Zilla weiß vortrefflich zu weissagen und mein Gefährte Manuel ist ein berühmter Improvisator und geschildeter Flötenspieler!“

„Wir haben also die Wahl,“ sagte Etienne.

Er wandte sich zu dem jungen Manne.

„Du bist auch Dichter, mein Bursche?“

Manuel verbeugte sich.

„Mitunter, gnädiger Herr.“

„Dann sind wir Geistesbrüder. Bei Apollo, ich grüße dich.“

Der junge Mann lächelte.

„Danke, Herr von Walton,“ erwiderte er höflich.

„Wie, du kennst mich?“

„Wie ganz Paris.“

„Seltsam,“ dachte der Capitän. „Diese Büge — sie schwelen mir im Gedächtnisse; diese Stimme — mir ist, als hätte ich sie schon einmal gehört.“

Er blieb Manuel forschend an, als wenn er dessen Büge studieren wollte.

„Was haben Sie denn, Etienne?“ fragt Bertrand von Lembran, dem die Aufmerksamkeit auffiel, mit welcher der Capitän den jungen Mann betrachtete.

Der Poet fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Es ist nichts. Ein Geistesbruder in diesem Aufzuge ist immer ein Gegenstand der Neugierde.“

(Fortsetzung folgt.)

graphisch nach Paris berufen und bereits am 22. d. M. dahin abgereist ist.

Im englischen Unterhause ist vor drei Tagen das Blaubuch über die orientalische Frage vorgelegt worden. Dasselbe umfaßt nicht weniger als 544 Schriftstücke. Die Correspondenz, die bulgarischen Greuel mitbegripen, bezieht sich auf den Zeitraum vom 30. Januar bis zum 17. Juli. Die letzte Depesche ist von dem britischen Botschafter Lord Loftus vom 11. Juli, und sie meldet das zufriedenstellende Ergebnis der reichstädtter Kaiserbegegnung.

Rußland beginnt sich nun energisch zu konzentrieren. Mit der schon seit längerer Zeit beabsichtigten Einführung der neuen russischen Städteordnung in den baltischen Provinzen wird nun mehr Ernst gemacht. Bis her waren die Städte der baltischen Provinzen im Besitz des magdeburger Rechtes, das ihnen auch von der polnischen Regierung nicht genommen wurde. Infolge der neuen Justizreform, die mit dem 13. Juli überall im Königreiche Polen ins Leben getreten ist, haben noch an 1000 polnische Gerichtsbeamte, welche der russischen Sprache nicht mächtig sind, ihre Stellen verloren und sind auf Wartegeld gesetzt. — Die Militärmanöver in Mittelrußland wurden eingestellt. Die Truppen im Lager bei Odessa kehren in ihre Garnisonen zurück.

„Fanfulla“ meldet, Rußland habe den Gesandten Baron Uegkull endgültig zum Botschafter am italienischen Hofe ernannt. Weiter wird versichert, sobald General Cialdini seine Beglaubigungsschreiben überreicht, werde auch die französische Regierung ihre italienische Gesandtschaft zum Range einer Botschaft erheben.

Die Nachricht, südslavische Bischöfe hätten vom Papste die Unterstützung der Insurrection in Bosnien angefordert, wird entschieden dementiert. Die Curie — heißt es — würde ein derartiges Gesuch bestimmt ablehnen.

Über die Bedeutung der Einziehung der rumänischen Reserven, die wenigstens im Senat doch noch beantragt wurde, schreibt man der „A. A. Ztg.“ aus Bukarest vom 16. d.: „Der Kriegsminister hat in der Kammersitzung von gestern die Ermächtigung zur Einziehung der Reserven für jenen Theil der Armee, welcher zur Bewachung der Grenze an der Donau aufgestellt ist, verlangt. Das heißt mit anderen Worten, die Mobilmachung des rumänischen Heeres; denn der allergrößte Theil desselben ist an der Donau dislociert und kriegsbereit. Wenn derselbe noch die Reserven einzieht, so ist die Mobilmachung fertig, wenn auch die Territorialarmee noch nicht aufgeboten wird.“

Falls die egyptischen Regimenter, welche der Khedive seinem Suzerän, dem Sultan, zur Hilfe schickt, nicht kampffähiger sind als diejenigen, welche aus Abessynien zurückkehrten, dürften sie sich ihren Kameraden gefährlicher als den Serben erweisen. In einem in London eingegangenen Privatbriefe aus Suez vom 3. d. wird das Verhalten der egyptischen Truppen auf Grund des Zeugnisses einiger amerikanischer Stabsoffiziere einer sehr strengen Kritik unterzogen. Keine Armee, heißt es, erlitt jemals eine solch schmähliche Niederlage, wie die Egyptier in Abessynien. Die Offiziere waren schlimmer als die Gemeinen und stets voran, wenn es galt, einen Rückzug anzutreten.

Aus Konstantinopel, den 13. d., wird den „Times“ von ihrem Correspondenten geschrieben: „Zuden tausend Soldaten, die bereits als Freiwillige in den Krieg gezogen sind, kommen noch viele andere, deren Einreihung freilich nicht eben so freiwillig geschieht, welche aber die Regierung um jeden Preis als Unruhestifter aus Konstantinopel fortbringen will. Des Sultans Proclamation an die Bosnier ist fast Wort für Wort auch an die Albaner gerichtet worden. Es werden alle Anstrengungen gemacht, um irreguläre Truppen auszuheben und die religiöse Begeisterung der Muselmänner anzufachen. Ich habe Telegramme von Consuln in Adrianopel an die Botschafter ihrer Hölle gelesen, worin es heißt, daß die dortigen Baschi-Bozuls überzeugt sind, England werde sie bezahlen, und daß einige derselben in diesem Glauben sich sogar an das englische Consulat in Adrianopel um Auszahlung ihrer Rückstände gewendet haben.“

In Berlin sind Meldungen eingelaufen, daß die Lage in Konstantinopel nicht allzu beruhigend sei. So schreibt man von dort dem „P. U.“: „Noch war es keinem Botschafter gestattet, den neuen Sultan von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen und ihm die erneuten Beglaubigungsschreiben zu überreichen. In Pera, dem Diplomatenviertel, gehen dumpfe Gerüchte im Schwange, nach denen die Eventualität einer mehr oder minder freiwilligen Abdankung Murads V. zugunsten seines 1842 geborenen Bruders Abdul Hamid keineswegs als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen dürfe. Schon sei es im Plane, diesen bereits vom Sultan gefürchteten Prinzen als Gouverneur mit außerordentlichen Vollmachten nach Bulgarien zu entsenden, um ihn aus der Hauptstadt zu entfernen. Mit einem Worte, die Unsicherheit der Verhältnisse tritt von Tag zu Tag nur särker in die Erscheinung.“ — Aus Widdin wird gemeldet, daß die Türken ein serbisches Corps bei Novo-Selo an der Donau schlugen und denselben beträchtliche Verluste beibrachten.

Selbst in serbischen Kreisen kommt man nach und nach zur Überzeugung, daß die Timok-Division bei

Bajcar eine Schlappe erlitten habe, oder daß sie doch nicht imstande war, die Türken aus ihren Verschanzungen zu vertreiben. Bei Pandiralo dauerte der Kampf zwei Tage und ist angeblich resultlos geblieben. Dem Gescheute bei Pandiralo ging wahrscheinlich der Rückzug der Serben von Babina Glava vorher. Es verlautet, daß die serbischen Truppen im Osten und Südosten den türkischen Boden verlassen haben. Die letzten offiziellen Bulletins sind überraschend lakonisch, unklar und sprechen von Positionen, ohne sie näher zu bezeichnen. Bei Bjelina wurde auch am 21. d. den ganzen Tag gekämpft. Der angebliche Wollenbruch, welcher die Verfolgung der Türken verhindert haben soll, wird bezweifelt. Der Kriegsminister soll sofort nach dem Empfang der Depeschen zur Drina-Armee abgereist sein. In Belgrad herrscht über die letzten Nachrichten eine gedrückte Stimmung.

Dass die Montenegriner in Podvelezje (welcher Ort Mostar beherrscht) angelommen sind und daß sie die Dörfer Kulic, Komeno, Krajan und Dobriva angezündet haben, bestätigt sich. Utovo wird belagert.

Tagesneuigkeiten.

— (Ueber den Aufenthalt Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph) in Salzburg wird unter dem 20. d. von dort gemeldet: „Die gestern 7 Uhr morgens stattgefundenen Feldübungen der gesammten Garnison von Salzburg hatte eine große Menschenmenge auf das Neuhauserfeld gelockt. Wenige Minuten nach 7 Uhr erschien Se. Majestät der Kaiser mit der Suite, in der man die beiden General-Adjutanten v. Beck und Mondel, Flügel-Adjutanten Freiherrn v. Salis, F. W. Graf Auersperg, General v. Török, den Militär-Attache der deutschen Botschaft in Wien, General Graf Keller, General-Major v. Catty u. a. m. bemerkte, auf dem Exerciesefeld. Das Regiment Erzherzog Rainer hatte daselbst bereits in bataillonsweise Formation aufgestellt. Nachdem Se. Majestät unter den Klängen der Volkshymne die Fronten abgeritten, begannen die Feldübungen. Jedes Bataillon mußte für sich taktische Übungen durchmachen sowie im Feuer exercieren. Nachdem sämmtliche Bataillone den ihnen gestellten Aufgaben nachgekommen waren, berief Se. Majestät das Offizierscorps des Regiments zu sich und drückte demselben seine Zufriedenheit mit den Leistungen der Truppe aus. Hierauf folgte das I. L. 15. Jägerbataillon unter dem Commando des Majors Grafen Wurmbrand und zum Schlusse die hier garnisonierenden drei Escadronen des I. L. 2ten Dragoner-Regiments, commandiert von Herren Oberstleutnant von Holstein. Auch dem Offizierscorps dieser Truppenheile sprach Se. Majestät seine Zufriedenheit aus. Um zehn Uhr hatte das militärische Schauspiel sein Ende erreicht, das leider von höchst ungünstigem Wetter begleitet war. Bei der gestrigen Hostie in der Residenz waren nebst dem ersten Oberstleutnant, Fürsten Hohenlohe, den anwesenden Herren General- und Flügel-Adjutanten ic. unter anderem noch von hiesigen Persönlichkeiten geladen: der Statthalter Graf Thun, der Fürst-Erzbischof Dr. Eder, Weißbischof Dr. Della Sona, Hofrat Ebner, Landesgerichtspräsident Augusta, Ober-Finanzrat Wonne, Oberforstmeister Röhl, Bürgermeister Siegl, Fürst Karl Lobkowitz, Generalmajor v. Catty, Oberst Baron Buschmann, Major Graf Wurmbrand, Oberstleutnant Hinter, Major Krippel, Major v. Hößern, Oberstleutnant v. Holstein, dann Bezirkshauptmann Haubl, Prinz Victor Rohan und die Generale v. Török und Graf Auersperg.

— (Ein brünnner Lehrer der Erzieher des Kaisers Wilhelm.) Aus Brünn schreibt der dortige „Tagessbote“: „In der Elisabethstraße befindet sich, angebaut an das ehemalige protestantische Bethaus, ein zweistöckiges Gebäude, aus dem Rest eines ehemaligen Stadthuems aufgeführt. In diesem unscheinbaren Häuschen hat schon mancher bedeutende Mann gesessen, auch Magister Karl August Beller. Ein Württemberger von Geburt, wurde Beller, nachdem er die theologischen Studien in Tübingen absolviert, zu Ende des vorigen Jahrhunderts von der hiesigen evangelischen Gemeinde als Vicar und Lehrer nach Brünn berufen. Neben dem berühmten Pädagogen Andrei, dem Mitbegründer von Schepenthal, wirkte hier Beller im Pestalozzischen Sinn, so daß die protestantische Schule trotz confessioneller Bedenken bald als Musteranstalt erklärt wurde. 1801 errichtete Beller die erste Sonntagsschule in Brünn und schrieb zur Breitung der durch dieselbe angestrebten Ziele ein interessantes Werk: „Briefe aus Mähren. Ein Beitrag zur Bildung des Volles durch Sonntagsschulen, für Handwerksgesellen in Städten.“ 1803 folgte Beller einem Ruf in die Schweiz, wurde in St. Gallen Prediger und Gymnasiallehrer, darauf Director der städtischen Normal-Schule für Lehrer. Als Preßler, von Napoleon niedergetrieben und auf seine östlichen Länderreise beschränkt, daran ging, den Volksgeist durch Regenerierung des Volksschulwesens zu heben, fiel der Blick des Königs auf Magister Beller. Die königlichen Kinder wurden dem Magister Beller zur Erziehung übergeben, und die überaus herzlichen Dankesreden des Königs Friedrich Wilhelm, der Königin Louise (samt einem goldenen Ring mit ihrem Namenszug), sowie verschiedener Mitglieder des königlichen Hauses bildeten noch heute hochgehaltene Reliquien der Nachkommen Bellers. Für uns ist besonders der Brief interessant, welchen der kleine Prinz Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, in kindlicher Dankbarkeit an seinen Erzieher Beller gerichtet. Dieser Brief, den der kleine Prinz nach seiner Rückkehr in das väterliche Schloß zu Berlin schrieb, lautet: „Lieber Vater Beller! Wie befindet Du Dich? Ich dankt Dir sehr für all das Gute, das Du mir erwiesen hast und was ich bei Dir gehör habe. Ich werde mich bemühen, alles dieses zu befolgen. Behalte mich in deinem lieben Andenken und grüsse den Herrn Gräfe, Kunz, Kolbe und das ganze Institut. Adieu, lieber Vater! vergiß nicht Deinen Sohn Willi. Berlin, den 28. Dezember 1809.“

